

PROSPER MÉRIMÉE

TAMANGO

Nach der Ausgabe:

Prosper Mérimée

Tamango

Aus: Prosper Mérimée, Ausgewählte Novellen
Ins Deutsche übertragen von Richard Schaukal
Georg Müller Verlag, München und Leipzig, 1908

ngiyaw eBooks unterliegen den Urheber- (außer für die Teile, die public domain sind) und Lizenzrechten.

Dieses ebook (pdf) darf weder neu veröffentlicht, kopiert, gespeichert, angepriesen, übermittelt, gedruckt, öffentlich zur Schau gestellt, verteilt, noch irgendwie anders verwendet werden ohne unsere ausdrückliche, vorherige schriftliche Genehmigung.

ngiyaw eBooks werden Ihnen *as-is* ohne irgendwelche Garantien und Gewährleistungen kostenfrei angeboten.

© 2017 Sporer Peter Michael für *ngiyaw* eBooks. 
Földvári u. 18, H - 5093 Vezeşeny
ngiyaw@gmail.com - <https://www.ngiyaw-ebooks.org>

Erstellt mit Microsoft Word
Gesetzt aus der Gentium Book Basic.

Prosper Mérimée

Tamango

TAMANGO (1829)

DER Kapitän Ledoux war ein tüchtiger Seemann. Er hatte als einfacher Matrose begonnen und es bis zum Untersteuermann gebracht. In der Schlacht bei Trafalgar war ihm die linke Hand von einem Holzsplitter zerschmettert worden; sie musste ihm abgenommen werden, und er wurde hernach mit guten Zeugnissen verabschiedet. Die Müsse behagte ihm wenig, und da sich ihm Gelegenheit bot, sich wieder einzuschiffen, diente er als Obersteuermann auf einem Kaper. Einige gute Prisen setzten ihn in den Stand, Bücher anzuschaffen und sich mit der Theorie der Schifffahrt, deren Praxis er bereits vollkommen inne hatte, vertraut zu machen. Mit der Zeit schwang er sich zum Kapitän eines Luggerkapers auf, der drei Kanonen und 60 Mann an Bord führte; die Küstenfahrer von Jersey haben seine Taten heute noch nicht vergessen. Der Friedensschluss war ihm ein schwerer Schlag; er hatte während des Krieges ein kleines Vermögen zu-

sammengerafft, das er auf Kosten der Engländer zu vermehren hoffte. Nun sah er sich genötigt, seine Dienste friedlichen Kauffarteifahrern anzubieten; und da er als ein entschlossener und erfahrener Mann bekannt war, mochte man ihm leichtlich ein Schiff anvertrauen. Als der Negerhandel verboten ward und es zu seiner Ausübung nicht nur darauf ankam, die Wachsamkeit der französischen Hafenaufseher zu täuschen, was nicht allzu schwierig war, sondern auch, und das war das grösste Wagnis, den englischen Kreuzern zu entgehen, wurde der Kapitän Ledoux für die Ebenholzhändler (wie sich die Sklavenhändler selbst zu nennen pflegen) ein unschätzbare Mann.

Sehr im Gegensatze zur Mehrzahl der Seeleute, die wie er die längste Zeit im stumpfenden Einerlei untergeordneter Verwendungen zugebracht haben, hegte er keineswegs den tiefen Abscheu vor jeder Neuerung, war durchaus nicht jenem Geist der Werkelei verfallen, den sie nur allzuoft in die höheren Grade mitschleppen. Kapitän Ledoux war im Gegenteile der erste gewesen, der seinem Reeder die Anwendung der eisernen Behälter empfohlen hatte, die bestimmt sind, Wasser aufzunehmen und es in frischem Zustand zu erhalten. Die Handschellen und Ketten, wie sie die

Negerfahrzeuge im Vorrat führen, waren auf seinem Schiff nach einem neuen System angefertigt und sorgfältig mit Lack gegen den Rost geschützt. Aber was ihm unter den Sklavenhändlern das grösste Ansehen verschaffte, war der nach seinen Angaben und unter seiner Leitung ausgeführte Bau einer der Menschenfracht bestimmten Brigg, eines feinen Seglers, lang und schmal wie ein Kriegsschiff und doch geeignet, eine sehr grosse Anzahl von Schwarzen aufzunehmen. Er nannte sie »Die Hoffnung«. Er hatte die Abteilungen des Zwischendecks eng, ineinandergeschoben und nicht höher als drei Fuss vier Zoll anfertigen lassen, da dieses Mass, wie er meinte, Negern von vernünftiger Grösse ein bequemes Sitzen verstattete; und wozu brauchten sie aufzustehen? »In den Kolonien angelangt«, sagte Ledoux, »werden sie mehr, als ihnen lieb ist, auf den Füßen sein müssen.« Die längs den Schiffswänden, gegen die sie den Rücken lehnten, in zwei gleichlaufenden Reihen untergebrachten Schwarzen liessen in der Mitte zwischen den Füßen vom Boden einen Raum frei, der in allen andern Sklavenschiffen nur als Durchgang dient. Ledoux war auf den Gedanken gekommen, in diesem Zwischenraum senkrecht auf die ersten Reihen weitere Neger zu verfrach-

ten. Infolgedessen fasste sein Schiff um zehn Schwarze mehr als ein andres desselben Tonnengehalts. Streng genommen, hätte man darin noch mehr unterbringen können; aber Menschlichkeit ist Pflicht, und man muss einem Neger während einer Überfahrt, die länger als sechs Wochen dauert, doch einen gewissen Spielraum lassen, mindestens fünf Fuss der Länge und zwei der Breite nach; »denn«, wie Ledoux zu seinem Reeder bemerkte, um diese freisinnige Massregel zu rechtfertigen, »im Grunde, nicht wahr, sind die Schwarzen ja ebenso Menschen wie die Weissen«.

»Die Hoffnung« stach, wie hinterher abergläubische Menschen sich erinnert haben, an einem Freitag von Nantes in See. Den Beamten, die die Brigg auf das sorgfältigste untersuchten, entgingen sechs grosse Kisten, angefüllt mit Ketten, Handschellen und den Eisen, die man, ich weiss selbst nicht warum, »Stangen der Gerechtigkeit« (barres de justice) nennt. Sie äusserten auch keinerlei Erstaunen über die ungeheure Menge Wassers, die »Die Hoffnung« mit sich führte, obwohl sie den Papieren zufolge nur nach Senegal bestimmt war, dort Holz- und Elfenbeinhandel zu treiben. Die Überfahrt ist ja nicht lang; aber man kann eben nie vorsichtig genug sein.

Wenn Windstille einträte, was dann ohne Wasser anfangen?

Wohlgetakelt und mit allem Nötigen versehen, stach also »Die Hoffnung« an einem Freitag in See. Vielleicht hätte Ledoux etwas festere Masten haben mögen; indessen, solange er das Schiff befehligte, hatte er keinen Anlass, sich über sie zu beklagen. Die Überfahrt zur afrikanischen Küste ging glücklich und rasch von statten. Er warf, glaube ich, im Fluss Joale Anker, in einem Augenblick, da die englischen Kreuzer gerade diese Seite der Küste ausser acht liessen. Es kamen auch sogleich einheimische Händler an Bord. Man hätte keine günstigere Gelegenheit wählen können: Tamango, ein berühmter Krieger und Seelenverkäufer, hatte eben eine grosse Anzahl Sklaven an die Küste gebracht und gab sie wohlfeil ab; besass er doch die Macht und wusste die Mittel, den Markt ohne Säumnis wieder zu bestellen, sobald es an Waren hätte mangeln sollen. Der Kapitän Ledoux liess sich ans Land setzen und stattete Tamango seinen Besuch ab. Er fand ihn in einer Strohhütte, die man ihm in aller Eile aufgerichtet hatte, umgeben von seinen beiden Weibern und einigen Zwischenhändlern und Sklavengeleitern. Tamango hatte sich zum Empfang des weissen Kapitäns herausgeputzt. Er

war mit einer alten blauen Uniform bekleidet, die noch die Korporalsborte aufwies; aber von jeder Achsel hingen zwei goldene Epauletten, die, je an einem und demselben Knopf befestigt, eine vorn, die andre hinten niederbaumelten. Da er kein Hemd auf dem Leibe trug und der Rock für einen Mann von seiner Grösse etwas zu kurz war, liess sich zwischen den weissen Umschlägen des Rokkes und seinen aus Guinea-Leinwand gefertigten Hosen ein beträchtlicher Streifen der schwarzen Haut sehen, der sich wie ein breiter Gürtel ausnahm. An der Seite hatte er an einem Strick einen grossen Kavalleriesäbel hängen, und in der Hand hielt er eine schöne Doppelbüchse von englischer Arbeit. So ausgestattet übertraf der afrikanische Krieger an Eleganz seiner Meinung nach den vollendetsten Stutzer von Paris oder London.

Der Kapitän Ledoux betrachtete ihn eine Weile schweigend, während Tamango, der sich reckte wie ein Grenadier, wenn er vor einem fremden General ausrückt, sich an dem Eindruck weidete, den er auf den Weissen auszuüben glaubte. Ledoux mass ihn mit dem prüfenden Blick des Kenners, wendete sich dann zu seinem Obersteuermann und sagte: »Wenn ich den Kerl da gesund

und heil nach Martinique bringen könnte, wären tausend Taler mindestens für ihn zu lösen«.

Sie setzten sich, und ein Matrose, der ein wenig von der Sprache der Wolofen verstand, machte den Dolmetsch. Als man die einleitenden Höflichkeiten ausgetauscht hatte, brachte ein Schiffsjunge einen mit Flaschen Brantwein gefüllten Korb; man trank, und der Kapitän machte Tamango, um ihn in gute Laune zu versetzen, ein hübsches Pulverhorn zum Geschenk; es war aus Kupfer und mit dem Reliefbildnis Napoleons geschmückt. Nachdem das Geschenk mit gebührendem Dank in Empfang genommen worden war, verliess man die Hütte, nahm, die Brantweinflaschen vor sich, im Schatten Platz, und Tamango gab das Zeichen, dass man die Sklaven brächte, die er zu verkaufen hatte.

Sie kamen in langem Zuge, den Leib von Müdigkeit und Angst gekrümmt; jedes Hals stak in einer sechs Fuss langen Gabel, deren zwei Enden im Nacken durch einen hölzernen Balken verbunden waren. Wenn sich die Truppe in Bewegung setzt, nimmt einer der Begleiter den Stiel der Gabel des ersten Sklaven auf seine Schulter; dieser belädt sich mit der Gabel des ihm folgenden, der zweite trägt die Gabel des dritten, und so einer nach dem andern. Macht man Rast, so

stösst der Anführer der Reihe das zugespitzte Ende des Gabelstiels in die Erde, und der ganze Trupp hält. Man sieht leicht ein, dass einer, der am Halse einen schweren Stock von sechs Fuss Länge befestigt hat, kaum auf den Gedanken kommen wird, davon zu laufen.

Bei jedem Sklaven, der an ihm vorüberging, Mann oder Weib, zuckte der Kapitän die Achseln, befand die Männer schwach, die Frauen zu alt oder zu jung und erging sich in Klagen über die Entartung der schwarzen Rasse. »Alles wird schlechter«, sagte er, »früher war das ganz anders. Die Frauen waren fünf Fuss sechs Zoll hoch, und von den Männern hätten ihrer vier allein die Winde einer Fregatte gedreht und den grossen Anker gehoben.«

Unerachtet seiner absprechenden Prüfung traf er währenddem doch eine erstmalige Auswahl unter den grössten und schönsten Schwarzen. Für diese konnte er den üblichen Preis zahlen, den Rest aber wollte er nur gegen einen bedeutenden Nachlass abnehmen. Tamango seinerseits suchte nach Kräften seinen Vorteil zu wahren, er rühmte seine Ware, sprach von dem geringen Vorrat an Menschen, den Gefahren des Handels. Der Schluss war, dass er irgend eine Forderung

für die Sklaven nannte, die der weisse Kapitän auf sein Schiff zu bringen beabsichtigte.

Als der Dolmetsch den Antrag Tamangos ins Französische übersetzt hatte, schien Ledoux vor Überraschung und Entrüstung umfallen zu wollen; dann, unter einigen fürchterlichen Flüchen, erhob er sich, wie um jedes weitere Markten mit einem Menschen abzubrechen, der so sinnlose Bedingungen stellte. Da hielt ihn Tamango zurück. Es gelang ihm nur mit Mühe, ihn zu bewegen, dass er sich wieder setzte. Eine frische Flasche ward entkorkt, und das Feilschen begann von neuem. Nun war die Reihe an dem Schwarzen, die Anträge des Weissen wahnwitzig und toll zu finden. Sie schrieten und stritten lang. Dabei ward unmässig Branntwein getrunken; aber der Schnaps erzeugte bei den beiden Vertragsteilen eine durchaus verschiedene Wirkung. Je mehr der Franzose trank, um so niedriger wurden seine Anbote; je mehr der Afrikaner trank, um so nachgiebiger ward er in seinen Forderungen. Auf diese Weise war man, wie mit dem Korbe zu Rand, auch zu einer Einigung gelangt. Schlechte Baumwollstoffe, Schiesspulver, Feuersteine, drei Vierteltonnen Branntwein, fünfzig elend genug in Stand gesetzte Flinten wurden gegen hundertundsechzig Sklaven darangegeben. Um den

Handel richtig zu machen, schlug der Kapitän in die Hand des schwer trunkenen Schwarzen, und alsbald wurden die Sklaven den französischen Matrosen übergeben, die sich beeilten, ihnen ihr hölzernes Joch abzunehmen und ihnen dafür Halseisen und Handschellen anzulegen: ein Beweis für die Überlegenheit der europäischen Zivilisation.

Einige dreissig Sklaven waren übrig geblieben: Kinder, Greise, schwächliche Weiber. Das Schiff war voll.

Tamango, der mit dem Ausschuss nichts anzufangen wusste, bot sie dem Kapitän das Stück um eine Flasche Brantwein an. Das Anbot war verführerisch. Ledoux erinnerte sich, in Nantes bei der Aufführung der »Sizilianischen Vesper« gesehen zu haben, wie eine erkleckliche Menge von Menschen ansehnlichen Umfangs in einen schon gefüllten Zuschauerraum sich gedrängt und immer noch dank der Nachgiebigkeit des menschlichen Körpers Platz zum Sitzen gefunden hatte. Er nahm die zwanzig schlanksten von den dreissig Sklaven.

Nunmehr verlangte Tamango ein Glas Brantwein für jeden der zehn Erübrigenden. Ledoux bedachte, dass Kinder im öffentlichen Fuhrwerk nur die Hälfte zahlen und auch nur die Hälfte des

Platzes einnehmen. Er behielt also noch drei Kinder, erklärte aber, dass er sich nun mit keinem einzigen Schwarzen mehr belasten wolle. Als Tamango sah, dass ihm noch sieben Sklaven auf dem Hals blieben, ergriff er seine Flinte und legte auf das nächststehende Weib an; es war die Mutter der drei Kinder. »Kauf sie«, sagte er dem Weissen, »oder ich bring sie um; ein kleines Glas Branntwein, oder ich schiesse.« — »Und was zum Teufel soll ich mit ihr anfangen?« antwortete Ledoux. Tamango gab Feuer, und die Sklavin fiel tot hin. »Also weiter«, schrie Tamango und nahm einen ganz gebrochenen Greis aufs Korn, »ein Glas Branntwein oder...« Eine seiner Frauen stieß ihm den Arm weg; der Schuss ging fehl. Sie hatte in dem Greis, den ihr Mann töten wollte, einen Sänger (»Guiriot«) oder Zauberer erkannt, der ihr prophezeit hatte, sie würde Königin werden. Tamango, den der Schnaps rasen machte, konnte sich, als er sah, dass man seinen Wünschen Widerstand leistete, nicht mehr halten. Er schlug sein Weib aufs roheste mit dem Flintenkolben, dann wandte er sich an Ledoux: »Da, ich schenke dir diese Frau«. Sie war hübsch. Ledoux sah sie lächelnd an, ergriff sie an der Hand und sagte: »Die werde ich wohl noch unterbringen!«

Der Dolmetsch war menschlich. Er gab Tamango ein Tabakbehältnis aus Pappe für die restlichen Sklaven, befreite sie von ihren Gabeln und liess sie nach Gefallen entlaufen. Alsogleich eilten sie davon, der eine dahin, der andre dorthin, in grosser Verlegenheit, wie sie in ihre Heimat zurückgelangen sollten, die an zweihundert Meilen von der Küste entfernt war.

Inzwischen verabschiedete sich der Kapitän von Tamango und beeilte sich, seine Ladung einzuschiffen. Es war nicht ratsam, länger auf dem Flusse zu verweilen, die Kreuzer konnten wieder auftauchen, und er wollte am andern Morgen in See stechen. Tamango streckte sich aufs Gras und schief seinen Branntweinrausch aus.

Als er erwachte, war das Schiff schon den Fluss hinab unter Segel. Tamango, dessen Kopf noch von der Ausschweifung des vorigen Tages verwirrt war, verlangte nach seinem Weibe Ayché. Man entgegnete ihm, dass sie das Unglück gehabt habe, sein Missfallen zu erregen, und dass er sie dem weissen Kapitän zum Geschenke gemacht hätte, der sie auch mit sich an Bord genommen habe. Bei dieser Auskunft schlug sich Tamango entsetzt an die Stirn, ergriff dann sein Gewehr, und da der Strom, eh er sich ins Meer ergoss, mehrere Windungen aufwies, lief er auf dem

nächsten Wege zu einer kleinen Bucht, die von der Mündung eine halbe Meile entfernt war. Dort hoffte er einen Nachen zu finden, mit dem er die Brigg noch zu erreichen imstande wäre, da die Krümmungen des Flusses ihre Fahrt verzögern mussten. Er täuschte sich nicht; in der Tat hatte er noch Zeit, sich in den Nachen zu werfen und das Sklavenschiff einzuholen.

Ledoux war überrascht, ihn zu sehen, noch mehr aber, zu hören, dass er die Frau zurückverlangte. »Was man verschenkt hat, darf man nicht zurücknehmen«, sagte er und wandte ihm den Rücken. Der Schwarze liess sich nicht abweisen, er bot einen Teil der Gegenstände, die er im Sklaventauschhandel erhalten hatte. Der Kapitän lachte und meinte, Ayché wäre eine sehr brave Frau, und er wolle sie behalten. Da vergoss der arme Tamango einen Strom von Tränen und stiess Schmerzensschreie aus, so schneidend wie die eines Unglücklichen, der sich unter den Händen des Operateurs befindet. Er wälzte sich, seine teure Ayché rufend, auf dem Verdeck, er stiess seinen Kopf gegen die Bretter, als wollte er sich töten. Ungerührt deutete ihm der Kapitän, auf das Uferweisend, an, dass es Zeit sei, sich zu entfernen; aber Tamango machte keine Miene dazu. Er bot alles mögliche, bot sogar seine goldenen

Schulterbehänge, sein Gewehr, seinen Säbel. Alles umsonst.

Während dieser Auseinandersetzung sagte der Leutnant der »Hoffnung« zum Kapitän: »Heute Nacht sind uns drei Sklaven gestorben, wir haben Platz. Warum nehmen wir nicht diesen starken Lümmel, der allein die drei Toten aufwiegt?« Ledoux überlegte. Für Tamango konnte er wohl tausend Taler lösen. Diese Reise, die ihm ein tüchtiges Stück Geld eintragen musste, würde wahrscheinlich seine letzte sein; er hatte sich ein Vermögen gemacht, würde den Sklavenhandel so wie so aufgeben; was lag daran, ob er an der Küste von Guinea ein gutes oder ein schlechtes Andenken hinterliesse. Andererseits war kein Mensch am Ufer und der afrikanische Krieger ihm ausgeliefert. Es handelte sich nur mehr darum, ihm die Waffen abzunehmen, denn es war gefährlich, Hand an ihn zu legen, solange er die noch besass. Ledoux erbat also sein Gewehr, wie um sich durch dessen Prüfung davon zu überzeugen, ob es die schöne Ayché aufwöge. Indem er die Federn spielen liess, war er vorsichtig genug, das Pulver aus dem Zündhütchen zu schütteln. Der Leutnant seinerseits versicherte sich des Säbels, und als Tamango so entwaffnet war, stürzten sich zwei kräftige Matrosen auf

ihn, warfen ihn auf den Rücken und machten sich daran, ihn zu fesseln. Der Schwarze setzte sich wie ein Held zur Wehr. Als seine anfängliche Bestürzung geschwunden war, rang er trotz seiner unvorteilhaften Lage lange Zeit mit den beiden Matrosen. Es gelang ihm, dank seiner Riesenstärke, sich zu erheben. Mit einem Faustschlag streckte er den Mann nieder, der ihn am Kragen gepackt hatte. Ein Stück seines Rockes liess er in den Händen des andern Matrosen und stürzte sich wie ein Rasender auf den Leutnant, um ihm seinen Säbel zu entreissen. Dieser hieb ihm damit auf den Kopf und brachte ihm eine breite, wenn auch nicht tiefe Wunde bei. Tamango fiel zum zweiten Mal. Alsbald ward er an Händen und Füssen straff gefesselt. Während er sich verteidigte, stiess er Schreie der Wut aus und gebärdete sich wie ein Eber, der sich im Garn verstrickt hat; als er aber sah, dass aller Widerstand vergeblich war, schloss er die Augen und rührte sich nicht mehr. Nur der heftige und beschleunigte Atem bekundete, dass noch Leben in ihm sei.

»Teufel noch mal!« rief der Kapitän Ledoux, »die Schwarzen, die er verschachert hat, werden was zu lachen haben, wenn sie sehen, dass auch ihn das Schicksal ereilt hat. Für diesmal werden sie noch an eine Vorsehung glauben dürfen.«

Inzwischen verlor der arme Tamango sein Blut. Der barmherzige Dolmetsch, der am Tag vorher sechs Sklaven das Leben gerettet hatte, näherte sich ihm, verband seine Wunden und richtete einige tröstende Worte an ihn. Was er ihm gesagt haben mag, weiss ich nicht. Der Schwarze. verharrte unbeweglich, wie eine Leiche. Zwei Matrosen mussten ihn wie einen Packen unter Deck an den ihm bestimmten Platz tragen. Zwei Tage wollte er nicht essen noch trinken, kaum dass man ihn die Augen öffnen sah. Die Genossen seiner Haft, die früher seine Gefangenen gewesen waren, sahen ihn mit stumpfem Staunen in ihrer Mitte erscheinen. So gross war die Furcht, die er ihnen noch immer einflösste, dass kein einziger das Leiden dessen zu verspotten wagte, der ihr eigenes verschuldet hatte.

Unter einem günstigen Landwind entfernte sich das Schiff mit grosser Schnelligkeit von der afrikanischen Küste. Der Sorge wegen der englischen Kreuzer schon überhoben, dachte der Kapitän nur mehr an die grossartigen Vorteile, die seiner in den Kolonien, dem Ziel der Fahrt, harrten. Sein Ebenholz erhielt sich unversehrt. Keinerlei ansteckende Krankheit trat auf. Nur zwölf Neger, von den schwächsten, waren der Hitze erlegen; nicht der Rede wert. Auf dass seine

Menschenfracht so wenig als möglich unter den Drangsalen der Überfahrt litte, sorgte er dafür, dass die Sklaven täglich auf Deck kämen. Abwechselnd war einem Drittel der Unglücklichen eine Stunde zugestanden, da sie sich denn für den ganzen Tag mit Luft zu versehen hatten. Weil man immer Meuterei befürchten musste, überwachte sie, bis an die Zähne bewaffnet, ein Teil der Besatzung. Übrigens trug man Sorge, ihnen niemals völlig die Ketten abzunehmen. Manchmal liess sie ein Matrose, der die Geige spielen konnte, Musik hören. Da war es dann ein eigentümlicher Anblick, wie sich alle diese schwarzen Gesichter dem Musikanten zukehrten, wie sich allmählich der Ausdruck stumpfer Verzweiflung darin verlor, sie mit breitem Lachen zu lachen begannen und, wenn es ihre Ketten zuliessen, in die Hände schlugen. Bewegung ist zur Erhaltung der Gesundheit notwendig. Daher bestand auch eines der zuträglichen Mittel, die der Kapitän Ledoux anwendete, darin, seine Sklaven des öftern tanzen zu lassen, wie man Pferde, die auf lange Fahrt eingeschifft sind, zum Stampfen bringt. »Auf, Kinder!« sagte der Kapitän mit Donnerstimme, »auf, tanzt, unterhaltet euch«, und dazu klatschte er mit einer ungeheuern Postkutschen-

peitsche, worauf die armen Schwarzen sogleich zu tanzen und zu springen anfangen.

Einige Zeit nötigten Tamango seine Wunden, unten zu bleiben. Endlich erschien auch er auf dem Verdeck; stolz inmitten der furchtsamen Schar der Sklaven das Haupt erhebend, warf er erst einen Blick voll ruhiger Traurigkeit auf die unermessliche Wasserbreite, die das Fahrzeug umgab, dann legte er sich auf die Planken, liess sich vielmehr niederfallen, ohne sich auch nur die Mühe zu nehmen, seine Ketten so zu richten, dass sie ihm minder lästig wären. Ledoux sass auf dem Achterdeck und rauchte still seine Pfeife. Neben ihm, eine Platte mit Schnäpsen in der Hand, hielt sich Ayché bereit, ihm einzuschenken. Ohne Eisen, trug sie ein elegantes Kleid aus blauer Baumwolle und an den Füßen hübsche Lederpantoffeln. Ganz augenscheinlich hatte sie hohe Obliegenheiten um die Person des Kapitäns. Ein Schwarzer, der Tamango verabscheute, bedeutete ihm, hinzusehen. Tamango wandte den Kopf, erblickte sie, stiess einen Schrei aus; er erhob sich mit Ungestüm und rannte gegen das Achterdeck, bevor noch die Wachmannschaft sich einer also ungeheuerlichen Verletzung der Schiffszucht zu widersetzen imstande war. »Ayché«, rief er mit drohender Stimme, — Ayché

stiess einen Schreckensschrei aus — »Ayché, glaubst du, dass es im Lande der Weissen keinen Mama-Jumbo gibt?« Schon eilten die Matrosen mit geschwungenen Stöcken herbei, aber Tamango kehrte ruhig, mit verschränkten Armen, wie ohne Empfindung, auf seinen Platz zurück, während Ayché, in Tränen ausbrechend, von seinen geheimnisvollen Worten sich erschüttert zeigte.

Der Dolmetsch erklärte, was es mit diesem schrecklichen Mama-Jumbo für eine Bewandnis habe, dessen Name schon solches Grauen bewirkte. »Es ist der Krampus der Neger«, sagte er. »Wenn ein Ehemann von seiner Frau das befürchtet, was ihrer nicht wenige in Frankreich so gut wie in Afrika zuwege bringen, droht er ihr mit dem Mama-Jumbo. Ich habe selbst den Mama-Jumbo gesehen und die List verstanden. Aber die Schwarzen . . ., dem Völkchen kann man was weis machen. Stellt Euch also vor: eines Abends, während die Weiber sich am Tanz ergötzen, dem Folgar, wie sie es nennen, lässt sich aus einem kleinen Gebüsch, das hübsch dicht und recht dunkel dasteht, eine seltsame Musik vernehmen, ohne dass man irgend wen sähe, dem man sie zuschreiben könnte; die Musikanten waren im Gebüsch verborgen. Es gab Flöten aus

Schilfrohr, hölzerne Tamburins, ›Balafos‹, und Gitarren, die sie aus halben Flaschenkürbissen anfertigen. Alles das zusammen spielt eine Weise, die den Teufel selbst verjagt hätte. Kaum dass die Frauen die Weise vernommen haben, fangen sie zu zittern an; sie wollen flüchten, aber die Männer halten sie zurück; die Weiber wussten nur zu gut, was ihnen bevorstände. Plötzlich erhebt sich aus dem Gebüsch eine grosse weisse Gestalt, so hoch wie unsre Bramsstenge, mit einem Kopf dick wie eine Hahnbüchse, Augen gross wie die Klüsengatte, einem Maul wie das des Bösen und Feuer darin. Das Ding schreitet langsam, langsam aus; und geht nicht weiter vor als eine halbe Kabellänge weit vom Buschwerk. Die Weiber schreien: ›Der Mama-Jumbo!‹ Sie kreischen wie die Austernhändlerinnen, und die Männer sagen ihnen: ›Also, ihr nichtswürdigen Frauenzimmer, beichtet jetzt, ob ihr brav gewesen seid; der Mama-Jumbo wartet nur darauf, dass ihr eine Lüge sagt, um euch mit Haut und Haaren zu fressen.‹ Es gab ihrer, die dumm genug waren, zu gestehen, und da prügeln sie dann die Männer windelweich.«

— »Und was war denn diese weisse Gestalt, der Mama-Jumbo?« fragte der Kapitän.

— »Das war ein Schelm, der sich in ein grosses weisses Tuch eingemummelt hatte und als Kopf am Ende eines langen Stockes einen ausgehöhlten Kürbis trug, darin eine angezündete Kerze stak. Nicht viel mehr; man muss den Geist nicht übermässig anstrengen, um die Schwarzen anzuführen. Aber alles in allem ist es eine ganz gute Erfindung, der Mama-Jumbo, und ich wünschte nur, dass meine Frau an ihn glaubte.«

— »Was die meine betrifft«, sagte Ledoux, »wenn sie keine Angst vor dem Mama-Jumbo hat, so hat sie eine um so grössere vor dem Knüppel aus dem Sack, und am Ende weiss sie, wie ich mich dazu verhalten würde, wenn sie mir einen Possen spielen wollte. Wir verstehen keinen Spass in der Familie, wir Ledoux, und wenn ich auch nur eine Hand habe, ein Weibsbild kann sie noch ganz gut kirre machen. Was nun den Kerl dort unten anbelangt, der mit dem Mama-Jumbo droht, sagt ihm, dass er sich hüten und dem Frauchen da keine Angst machen solle, oder ich werde ihm den Buckel ausklopfen, dass seine schwarze Haut wie ein englisches Roastbeef aussieht.«

Damit stieg der Kapitän in seine Kajüte hinab, liess Ayché kommen und versuchte, sie zu trö-

sten. Aber weder Zärtlichkeiten noch Schläge selbst — denn schliesslich verliert man die Geduld — waren imstande, sie zu Vernunft zu bringen; Bäche von Tränen stürzten aus ihren Augen. Übelgelaunt stieg der Kapitän auf Deck und gab dem diensttuenden Offizier wegen des von diesem gerade angeordneten Manövers einen Verweis.

In der Nacht, als fast die ganze Bemannung in tiefem Schlafe lag, hörten die wachthabenden Leute erst einen schweren, feierlichen, unheimlichen Gesang, der aus dem Zwischendeck kam, dann einen schrecklich schrillen Schrei, den eine Frau ausgestossen hatte. Unmittelbar darauf hallten die grobe breite Stimme Ledoux', seine Flüche und Drohungen und der Lärm seiner furchtbaren Peitsche durch das ganze Schiff. Einen Augenblick später herrschte wieder Schweigen.

Am andern Morgen erschien Tamango mit ganz entstelltem Gesicht auf dem Verdeck, aber er trug dieselbe stolze und entschlossene Miene zur Schau wie früher. Kaum hatte ihn Ayché erblickt, die neben dem Kapitän auf dem Achterdeck sass, als sie ihren Platz verliess, auf Tamango zustürzte, sich vor ihm niederwarf und ihm mit dem Ausdruck höchster Verzweiflung

sagte: »Verzeih mir, Tamango, verzeih mir!« Eine Minute lang sah sie Tamango fest an; dann, da er bemerkte, dass der Dolmetsch weit genug entfernt war, sagte er nichts als: »Eine Feile«; und er warf sich auf die Planken, indem er Ayché den Rücken kehrte. Der Kapitän machte ihr heftige Vorwürfe, gab ihr sogar ein paar Ohrfeigen und verbot ihr, mit ihrem früheren Mann zu sprechen; aber er hatte nicht die leiseste Ahnung von dem Sinn des kurzen Wortwechsels zwischen den beiden und tat auch keine Frage in dieser Richtung.

Inzwischen versuchte Tamango, wenn er mit den andern Sklaven zusammen sass, Tag und Nacht, sie zu einem kühnen Unternehmen zu bewegen, das ihnen die Freiheit verschaffen sollte. Er sprach ihnen von der geringen Zahl der Weisen und machte sie auf die zunehmende Nachlässigkeit ihrer Hüter aufmerksam; dann, ohne sich deutlicher auszudrücken, liess er fallen, dass er imstande wäre, sie in ihre Heimat zurückzubringen, rühmte seine Kenntnisse in den geheimen Wissenschaften, die für die Schwarzen einen Gegenstand steter Beschäftigung abgeben, und drohte denen, die ihm ihre Mithilfe bei seinem Anschlag verweigern würden, mit der Rache des Teufels. Bei seinen Ansprachen bediente er sich

der Sprache der Peulen, die der Mehrzahl der Sklaven geläufig war, die aber der Dolmetsch nicht verstand. Das Ansehen des Redners, ihre Scheu vor ihm, der Gehorsam, den sie ihm entgegenbrachten, waren ebenso viele Hilfsmittel seiner Beredsamkeit, und die Schwarzen bestürmten ihn, einen Tag zu ihrer Befreiung anzusetzen, weit vor der Zeit, da er sich selbst imstande glaubte, sie ins Werk zu richten. Er antwortete den Verschwörern ausweichend, die Stunde sei noch nicht gekommen, der Teufel, der ihm im Traum erschienen wäre, hätte ihn noch nicht benachrichtigt, aber sie sollten sich bereit halten, um beim ersten Zeichen loszugehen. Inzwischen versäumte er keine Gelegenheit, die Wachsamkeit seiner Hüter auf die Probe zu stellen. Einmal hatte ein Matrose sein Gewehr an die Bordwand gelehnt und belustigte sich an dem Anblick einer Schar fliegender Fische, die dem Schiffe folgten; Tamango nahm das Gewehr und schickte sich an, allerlei Handgriffe an ihm auszuführen, indem er mit täppischen Gebärden die Bewegungen nachahmte, die er die Matrosen, wenn sie die Griffe übten, hatte ausführen sehen. Man nahm ihm die Flinte sofort ab, aber er hatte nun erfahren, dass er eine Waffe anrühren konnte, ohne sofort Verdacht zu erregen, und wenn die Zeit gekommen

sein würde, sich ihrer zu bedienen, wehe dem, der ihm sie dann würde entreissen wollen.

Eines Tages warf ihm Ayché einen Zwieback zu und machte ihm ein Zeichen, das nur er verstand. Der Zwieback enthielt eine kleine Feile: von diesem Werkzeug hing das Gelingen der Verschwörung ab. Tamango hütete sich weislich, seinen Genossen die Feile gleich zu zeigen; aber als die Nacht gekommen war, begann er unverständliche Worte zu murmeln, die er mit sonderbaren Bewegungen begleitete. Nach und nach steigerte er seine Erregtheit bis zu Schreien. Nach dem Klangwechsel seiner Stimme hätte man ihn in einer lebhaften Unterredung mit einem unsichtbaren Wesen begriffen glauben mögen. Alle Sklaven zitterten. Sie zweifelten nicht daran, dass der Teufel selbst in diesem Augenblick unter ihnen anwesend wäre. Tamango beendigte die Szene, indem er einen Freudenschrei ausstiess. »Freunde«, rief er, »der Geist, den ich beschworen habe, begnadet mich endlich mit dem, was er mir versprochen hatte, und ich halte das Werkzeug unserer Befreiung in meinen Händen. Jetzt bedarf es nichts als ein wenig Mut von eurer Seite, und ihr seid frei.« Er liess seine Nachbarn die Feile anrühren, und die Posse, so plump sie war, fand bei den noch plumpen Leuten Glauben.

Nach langem Harren kam der grosse Tag der Rache und der Freiheit. Die Verschwörer, die ein feierlicher Eid einander verpflichtet hatte, waren nach reiflicher Überlegung über die Art und Weise der Ausführung einig geworden. Die Entschlossensten, Tamango an der Spitze, sollten sich, sobald die Reihe, sich auf Deck zu begeben, an sie gekommen wäre, der Waffen ihrer Hüter bemächtigen; einige andre hatten aus der Kajüte des Kapitäns die dort befindlichen Flinten zu holen. Die mit dem Zerfeilen ihrer Ketten zu Rande gekommen wären, sollten den Angriff beginnen; aber trotz der ausdauernden Arbeit mehrerer Nächte war der grössere Teil der Sklaven noch ausser stände, sich an der Tat ausgiebig zu beteiligen. Drei der stärksten Schwarzen hatten denn auch die Aufgabe übernommen, den Mann zu töten, der den Schlüssel der Eisen in der Tasche trug, und alsbald ihre gefesselten Gefährten zu befreien.

An diesem Tage war der Kapitän Ledoux ausnehmend gut gelaunt. Gegen seine Gewohnheit liess er einem Schiffsjungen, der Prügel verdient hatte, die Strafe nach. Er erteilte dem diensthabenden Offizier ein Lob für das von ihm ausgeführte Manöver, äusserte seine Zufriedenheit mit der Mannschaft und verkündigte, dass jeder,

sobald sie nach Martinique gekommen wären, was bald der Fall sein würde, eine Belohnung erhalten solle. Alle Matrosen waren in Gedanken bereits auf das Angenehmste damit beschäftigt, diese Zuwendung in Genüsse umzusetzen: Branntwein und die braunen Frauen von Martinique spielten darin die Hauptrolle. Da liess man Tamango und die andern Verschwörer heraufkommen.

Sie hatten die Sorgfalt beobachtet, ihre Eisen derart durchzufeilen, dass sie keine äusserlichen Spuren davon aufwiesen, dass es aber trotzdem nur einer geringen Anstrengung bedurfte, sie durchzubrechen. Im übrigen liessen sie sie so klirren, dass man nach dem Klang auf das Doppelte ihres Gewichtes hätte schliessen dürfen. Nachdem sie eine Weile die Luft genossen hatten, nahmen sie einander bei den Händen und begannen zu tanzen, während Tamango den Kriegsge-
sang seiner Familie¹ anstimmte, den er sonst gesungen hatte, ehe er in den Kampf zog. Als der Tanz eine Zeitlang gedauert hatte, warf sich Tamango wie erschöpft der Länge nach zu Füssen eines Matrosen hin, der nachlässig gegen die Bordwand gelehnt stand, und alle Verschwörer

¹ Jeder Negerhäuptling hat seinen eigenen.

taten desgleichen. Auf diese Weise war jeder Matrose von mehreren Schwarzen umringt.

Plötzlich stiess Tamango, der in aller Stille seine Ketten zerbrochen hatte, einen starken Schrei aus, der als das Zeichen verabredet war, riss den Matrosen, der ihm zunächst stand, heftig an den Beinen, brachte ihn zu Fall und entwand ihm, indem er ihm den Fuss auf den Leib setzte, sein Gewehr, das er dazu benutzte, den diensttuenden Offizier zu erschiessen. Gleichzeitig ist jeder Wachtmatrose überwältigt, entwaffnet und auch schon niedergemacht. Von allen Seiten tönt das Kriegsgeschrei. Der Bootsmann, der den Schlüssel der Eisen führte, fällt unter den ersten. Und nun überschwemmt eine Unmasse von Schwarzen das Verdeck. Die keine Waffen finden, bemächtigen sich der Eisenstangen der Ankerwinde, greifen zu den Rudern der Schaluppe. Von diesem Augenblick an war die weisse Besatzung verloren. Einige Matrosen versuchten, auf dem Vorkastell Widerstand zu leisten, aber es fehlte ihnen an Waffen wie an Entschlossenheit.

Ledoux war noch am Leben und hatte seinen Mut nicht verloren. Wenn er Tamango, den er als die Seele der Meuterei erkannte, aus dem Wege zu räumen imstande war, durfte er hoffen, mit den übrigen leichten Kaufs sich abzufinden. Den

Säbel in der Hand, ihn laut beim Namen rufend, eilte er denn, ihm zu begegnen, und schon stürzte sich auch Tamango auf ihn. Er hielt eine Flinte am Laufende und bediente sich ihrer wie einer Keule. Die beiden Anführer gerieten auf einer der Laufplanken, die, ein schmaler Steg, Vorder- und Achterdeck verbinden, aneinander. Tamango schlug als erster zu. Durch eine leichte Bewegung des Körpers wich der Weisse dem Schlag aus. Der Kolben, mit Macht auf die Planken schmetternd, zerbrach, und der Rückstoss war so heftig, dass das Gewehr den Händen Tamangos entglitt. Er war wehrlos, und Ledoux erhob mit einem Lächeln teuflischer Freude den Arm, im Begriff, den tödlichen Hieb zu tun. Aber Tamango war beweglich wie die Panter seiner Heimat. Er fiel seinem Gegner in den Arm und packte die Hand, die den Säbel führte. Der eine mühte sich, seine Waffe zu behalten, der andre, sie ihm zu entreissen. In diesem wütenden Kampf fallen beide hin; der Afrikaner kommt unten zu liegen. Ohne den Mut zu verlieren, umschlang Tamango den Feind mit seiner ganzen Kraft und biss ihn mit solcher Heftigkeit in die Kehle, dass das Blut wie unter den Zähnen eines Löwen hervorschoß. Der Säbel entsank der ermattenden Hand des Kapitäns, Tamango ergriff ihn, erhob

sich; den Mund voll Blut, stieß er ein Triumphgeschrei aus, und mit wiederholten Streichen zerhieb er seinen bereits mehr toten als lebendigen Feind.

Am Siege war nicht mehr zu zweifeln. Die wenigen überlebenden Matrosen versuchten die Gnade der Aufständischen anzuflehen; aber alle bis auf den Dolmetsch², der ihnen niemals ein Leid angetan hatte, wurden ohne Erbarmen niedergemetzelt. Der Leutnant fiel rühmlich. Er hatte sich aufs Achterdeck zurückgezogen, neben eines der kleinen Geschütze, die sich auf einer Angel drehen lassen und die man mit Kartätschen ladet. Mit der linken Hand lenkte er das Stück, und in der Rechten den Säbel, verteidigte er sich so gut, dass er eine Menge von Schwarzen um sich sammelte. Da drückte er ab und schuf mitten durch die aneinandergedrängte Masse eine breite Gasse, die mit Toten und Sterbenden gepflastert war. Einen Augenblick später ward er in Stücke gehauen.

Als der Leichnam des letzten Weissen, zerstückt und zu Fetzen zerschnitten, ins Meer geworfen worden war, hoben die Schwarzen, die ihrer Rächerwut Genüge geleistet hatten, die Augen zu den Segeln des Schiffes, die, nach wie vor

² Diesen Dolmetsch hat Mérimée im Verfolg vergessen. (D. Ü.)

von einem frischen Winde geschwellt, noch ihren Unterdrückern zu gehorchen und die Sieger trotz ihrem Triumph ins Land der Sklaverei zu entführen schienen. »So ist denn nichts geschehen«, dachten sie bekümmert; »und wird denn auch dieser grosse Fetisch der Weissen uns, die wir das Blut seiner Herren vergossen haben, in unser Land zurückzuführen willens sein?« Einige sagten, Tamango werde ihn gehorchen machen. Alsbald ward unter grossem Geschrei Tamango verlangt.

Er hatte es nicht eilig, sich zu zeigen. Man fand ihn in der achtern Kabine, aufrecht, eine Hand auf den blutigen Säbel des Kapitäns gestützt, die andre mit zerstreuter Miene seinem Weib Ayché überlassend, die sie, auf den Knien vor ihm, küsste. Die Freude über den Sieg konnte eine düstere Unruhe nicht mindern, die sich in seiner ganzen Haltung aussprach. Nicht so grobsinnig wie die andern, fühlte er besser die Schwierigkeit seiner Stellung.

Endlich erschien er auf dem Verdeck, eine Ruhe heuchelnd, die er nicht besass. Von hundert verworrenen Stimmen gedrängt, den Kurs des Schiffes zu lenken, näherte er sich dem Steuerrade mit langsamen Schritten, wie um den Augenblick ein wenig zu verzögern, der für ihn und

die andern über die Grenzen seiner Macht entscheiden sollte.

Auf dem ganzen Schiffe war nicht ein Schwarzer, der bei aller Einfalt den Einfluss nicht gemerkt hätte, den ein gewisses Rad und die Büchse, die sich ihm gegenüber befand, auf die Bewegungen des Schiffes übten. Aber hinter dieser Vorrichtung war für sie immer ein grosses Geheimnis verborgen gewesen. Lange Zeit betrachtete Tamango die Bussole, indem er die Lippen bewegte, wie wenn er die Zeichen darauf läse, dann legte er die Hand an die Stirne und nahm die Haltung eines Mannes an, der im Kopf etwas ausrechnet. Alle Schwarzen umringten ihn mit offnem Mund und weitaufgerissenen Augen, voll Angst jede seiner geringsten Bewegungen verfolgend. Endlich versetzte er mit dem Gemisch aus Angst und Sicherheit, das die Unwissenheit kennzeichnet, dem Steuerrad einen heftigen Stoss.

Wie ein edler Renner, der sich unter dem Sporn eines unbesonnenen Reiters bäumt, schnellte die schöne Brigg »Hoffnung« bei diesem unerhörten Beginnen auf der Woge in die Höhe. Es schien, als wollte sie, entrüstet, sich samt dem unerfahrenen Steuermann in den Grund stürzen. Da die notwendige Übereinstimmung in der Stellung der

Segel und der des Steuers jäh gestört worden war, neigte sich das Schiff mit solcher Heftigkeit zur Seite, dass es zu versinken drohte. Seine langen Raaen tauchten ins Meer. Mehrere Menschen wurden umgerissen; einige fielen über Bord. Bald stemmte sich das Schiff stolz gegen die Wellen, wie wenn es noch einmal gegen die Zerstörung ankämpfen wollte. Der Wind setzte mit doppelter Stärke ein, und mit einemmal stürzten unter fürchterlichem Krachen beide Masten, einige Fuss über dem Deck abbrechend, zusammen, seine Oberfläche mit Trümmern und wie mit einem schweren Netzwerk von Tauen erfüllend. Die entsetzten Neger flüchteten mit Schreckensrufen unter Deck; aber der Wind hatte nun nichts mehr zu fassen, das Schiff richtete sich wieder auf und liess sich sanft von den Wogen schaukeln. Da kamen die mutigsten von den Schwarzen wieder auf das Verdeck und schafften die Trümmer fort, die es unzugänglich machten.

Tamango verharrte in Regungslosigkeit; den Ellenbogen auf das Kompassgehäuse gestützt, verbarg er das gesenkte Antlitz hinter dem Arm. Ayché war neben ihm, aber sie wagte nicht, ihn anzusprechen. Nach und nach kamen die Schwarzen näher; ein Murmeln erhob sich, das

bald zu einem Gewitter von Vorwürfen und Beschimpfungen anschwell. »Treuloser Betrüger«, riefen sie, »du bist es, der an allen unsern Leiden die Schuld trägt; du hast uns an die Weissen verkauft, du hast uns dazu verführt, uns gegen sie zu erheben. Du hattest uns dein Wissen gerühmt, hattest uns versprochen, uns in die Heimat zurückzubringen. Wir Wahnsinnigen hatten dir geglaubt, und nun hat nicht viel gefehlt, dass wir alle umgekommen wären, weil du den Götzen der Weissen beleidigt hast.«

Tamango erhob stolz sein Haupt, und die Schwarzen, die ihn umringten, wichen eingeschüchtert zurück. Er ergriff zwei Flinten, winkte seinem Weibe, ihm zu folgen, und schritt mitten durch die Menge, die ihm Platz machte, zum Vordertheil des Schiffes. Hier schuf er sich aus leeren Fässern und Planken eine Art Verschanzung, dann liess er sich inmitten dieses Verschlags nieder, daraus drohend die Bajonette seiner beiden Flinten ragten. Man liess ihn in Ruhe. Von den Meuterern weinten die einen, andre erhoben die Arme zum Himmel und riefen ihre und der Weissen Götzen an. Einige hatten sich vor der Bussole, deren beständige Bewegung sie anstauten, auf die Knie geworfen und flehten sie an, sie in ihr Land zurückzubringen; andre legten sich auf die

Planken nieder und lagen da, düstrer Verzweiflung dahingegeben. Mitten unter diesen Verzagenden heulten verstörte Weiber und Kinder, und mehr als zwanzig Verwundete riefen Teilnamslose um Hilfe an.

Da erscheint ein Neger auf dem Verdeck. Sein Gesicht strahlt; er verkündet, er hätte soeben den Ort entdeckt, wo die Weissen ihren Branntwein aufbewahrten, und seine Freude, seine ganze Haltung sind untrügliche Zeichen dafür, dass er ihn schon versucht hat. Diese Nachricht macht für eine Weile das Geschrei der Unglücklichen verstummen. Sie stürzen zur Vorratskammer und füllen sich mit Schnaps an. Eine Stunde später hätte man sie auf den Planken springen und lachen sehen können. Schrankenlos überliessen sie sich den rohesten Ausbrüchen der Trunkenheit. Ihren Tanz und Gesang begleiteten der Jammer und die Seufzer der Verwundeten. So vergingen der Rest des Tages und die ganze Nacht.

Des Morgens beim Erwachen neue Verzweiflung. Während der Nacht war ein grosser Teil der Verwundeten verschieden. Das Schiff schwankte zwischen Leichen. Das Meer ging hoch, der Himmel war bedeckt. Man hielt Rat. Manche in der Zauberei Erfahrene, die vor Tamango von ihrem

Können nicht zu sprechen gewagt hatten, boten nacheinander ihre Dienste an. Man versuchte mehrere der mächtigsten Beschwörungen. Nach jedem ergebnislosen Unternehmen wuchs die Verzweiflung. Endlich sprach man wieder von Tamango, der aus seinem Verschlage nicht hervorgekommen war. Schliesslich war er doch von ihnen allen der Klügste, er allein schien imstande, sie aus der schrecklichen Lage zu befreien, in die er sie gebracht hatte. Ein Greis übermittelte ihm das Friedensanerbieten. Er bat ihn, ihnen seinen Rat nicht zu versagen; aber Tamango, unerschütterlich wie Coriolan, blieb seinen Bitten taub. In der Nacht, während der allgemeinen Unordnung, hatte er sich mit Zwieback und gesalznem Fleisch versehen. Er schien entschlossen, in seiner Zufluchtsstätte allein auszuharren.

Noch war Schnaps da. Er lässt das Meer, die Sklaverei, den drohenden Tod selbst vergessen. Man schläft, träumt von Afrika, sieht die Gummiwälder, die strohgedeckten Hütten, den Brotbaum, dessen Schatten ein ganzes Dorf umfängt. Der wüste Taumel des vorigen Tages erhob sich von neuem. So verstrichen mehrere. Schreien, weinen, sich die Haare raufen, dann sich betrinken und schlafen: das war ihr Leben. Mehrere

übernahmen sich im Trinken und starben daran. Manche warfen sich ins Meer oder erstachen sich mit ihren Dolchen.

Eines Morgens kam Tamango aus seiner Festung und schritt bis zum Stumpf des Hauptmastes. »Sklaven«, sprach er, »mir ist der grosse Geist im Traum erschienen und hat mir das Mittel entdeckt, euch aus dieser Lage und in eure Heimat zurückzubringen. Euer Undank verdiente, dass ich euch im Stiche liesse; aber ich habe Mitleid mit diesen Weibern und diesen schreienden Kindern. Ich verzeihe euch: hört mich an.«

Alle Schwarzen senkten ihre Häupter in Verehrung und drängten sich um ihn.

»Nur die Weissen«, fuhr Tamango fort, »wissen die Machtworte, die ihre grossen hölzernen Häuser bewegen; aber wir können nach Gefallen die leichten Barken dort lenken, die denen unsrer Heimat gleichen.« Er wies auf die Schaluppe und die andern Boote der Brigg. »Füllen wir sie mit Lebensmitteln, besteigen wir sie und rudern wir mit dem Wind; mein und euer Meister wird ihn nach unserm Lande wehen lassen.«

Man glaubte ihm. Ein unsinnigeres Vorhaben war nicht möglich. Ohne Kenntniss der Bussole, unter einem fremden Himmel konnte nichts als

ein abenteuerliches Umherirren das Ergebnis sein. Seiner Vorstellung nach musste er, immer geradeaus rudern, endlich an irgend ein von den Schwarzen bewohntes Land gelangen, denn den Schwarzen gehört das Land, und die Weissen leben auf ihren Schiffen. So hatte er seine Mutter sagen hören.

Bald war alles zur Einschiffung bereit; aber nur die Schaluppe und ein Boot erwiesen sich in brauchbarem Zustand. Das war zu wenig, die noch lebenden Neger, ungefähr achtzig, aufzunehmen. Man musste also die Verwundeten und die Kranken zurücklassen. Die meisten begehrten, dass man sie zuvor töte.

Die beiden Boote, mit unsäglicher Mühe flott gemacht und weitaus überladen, verliessen das Schiff bei so starkem Wellenschlag, dass ihnen jeden Augenblick der Untergang drohte. Das kleine Boot entfernte sich zuerst Tamango hatte mit Aych6. in der Schaluppe Platz genommen, die, viel schwerer und auch mehr belastet, um ein beträchtliches Stück zurückblieb. Noch vernahm man die Jammerrufe einiger der an Bord der Brigg zurückgelassenen Unglücklichen, als eine ziemlich heftige Woge die Schaluppe von der Seite erfasste und mit Wasser füllte. In der nächsten Minute begann sie zu sinken. Die im Boote

sahen das Unheil, und seine Ruderer verdoppelten ihre Anstrengungen, aus Angst, von den Schiffbrüchigen einige aufnehmen zu müssen. Fast alle Insassen der Schaluppe ertranken. Einem Dutzend etwa gelang es, das Schiff wieder zu erreichen. Darunter waren auch Tamango und Ayché. Als die Sonne sank, sahen sie das Boot am Horizont verschwinden; man weiss nicht, was daraus geworden ist.

Wozu soll ich den Leser mit der widerlichen Beschreibung der Hungerqualen ermüden? Einige 20 Menschen auf schmalem Raum zusammengedrängt, bald vom stürmischen Meer geschüttelt, bald von stechender Sonne versengt, streiten Tag für Tag um die spärlichen Reste ihrer Lebensmittel. Jedes Stück Zwieback kostet einen Kampf; der Schwache stirbt, nicht weil ihn der Starke tötet, sondern weil er ihn sterben lässt. Nach wenigen Tagen war an Bord des Zweimasters »Hoffnung« niemand mehr am Leben als Tamango und Ayché.

— — — — —
Eines Nachts war (das Meer wild bewegt, der Wind blies heftig, und es herrschte eine solche Dunkelheit, dass man vom Steuerbord nicht zum Bug sehen konnte. Ayché lag in der Kajüte des Kapitäns auf einer Matratze, Tamango sass ihr zu

Füssen. Sie schwiegen beide schon die längste Zeit.

»Tamango«, rief endlich Ayché, »alles, was du leidest, leidest du um meinetwillen . . .«

»Ich leide nicht«, sagte er schroff und warf auf die Matratze neben sein Weib die Hälfte eines Zwiebacks, alles, was ihm geblieben war.

»Behalte es«, sprach sie und schob den Zwieback sanft zurück. »Mich hungert nicht mehr. Warum auch noch essen? Ist meine Stunde nicht gekommen?«

Tamango gab keine Antwort, er erhob sich, stieg schwankenden Schrittes auf das Verdeck und setzte sich an den Stumpf eines Mastes. Den Kopf auf die Brust gesenkt, piff er die Weise seines Stammes. Plötzlich drang durch das Getöse des Windes und des Meeres ein starker Schrei; ein Licht tauchte auf. Er hörte noch andre Rufe, und ein grosses schwarzes Schiff glitt mit rasender Schnelligkeit an seinem vorbei, so nah, dass das Takelwerk über seinem Haupte hinstrich. Er sah nur zwei Gesichter, die eine an einem Mast aufgehängte Laterne beleuchtete. Diese Leute stiessen noch einen Schrei aus, und gleich darauf verschwand ihr Schiff, vom Wind getrieben, in der Finsternis. Ohne Zweifel hatten die Wachleute das Wrack bemerkt; aber das stürmische

Wetter hatte sie daran gehindert, das Schiff rechtzeitig zu wenden. Einen Augenblick später sah Tamango das Feuer eines Geschützes und hörte den Lärm des Schusses; hierauf sah er die Flamme eines zweiten Geschützes, aber er hörte kein Geräusch; endlich sah er nichts mehr.

Am folgenden Morgen zeigte sich kein Segel am Horizont; Tamango legte sich auf die Matratze und schloss die Augen. Sein Weib Aych6 war in der Nacht gestorben.

— — — — —
Später — ich weiss nicht, wie lange nachher — bemerkte eine englische Fregatte, die »Bellona«, ein Schiff ohne Masten, das allem Anscheine nach von seiner Bemannung verlassen war. Eine Schaluppe ward ausgesetzt; man fand auf dem Wrack eine tote Negerin und einen Neger, der so abgemagert und vom Fleisch gefallen war, dass er einer Mumie ähnlich sah. Er war bewusstlos, aber noch war ein Hauch von Leben in ihm. Der Schiffsarzt nahm ihn in Empfang und brachte es durch sorgfältige Pflege dahin, dass Tamango, als die »Bellona« in Kingston einlief, wieder vollkommen gesund war. Man fragte ihn nach seiner Geschichte. Er sagte, was er wusste. Die Pflanzer der Insel heischten, dass man ihn als Meuterer hängte; aber der Gouverneur, ein menschlicher

Mann, setzte sich für ihn ein; er fand seinen Fall entschuldbar, da er doch bloss von seinem natürlichen Recht der Notwehr Gebrauch gemacht hatte; und schliesslich waren die von ihm Gemordeten ja nur Franzosen gewesen. Man behandelte ihn, wie man Neger behandelt, die man an Bord eines mit Beschlagnahmungsbelegten Sklavenschiffes ergreift. Man setzte ihn in Freiheit, das heisst, man liess ihn fürs Gouvernement arbeiten; immerhin hatte er sechs Sous täglich und die Kost. Es war ein ausserordentlich schöner Mann. Der Oberst des 75. Regiments sah ihn und machte ihn zum Cymbalschläger in seiner Musikbande. Er lernte ein wenig englisch; aber er sprach kaum je ein Wort. Dafür trank er masslos Rum und Tafia.

Er ist im Spital an einer Lungenentzündung gestorben.